



Ernst Bromeis

JEDER TROPFEN ZÄHLT

*Schwimmen
für das Recht
auf Wasser*

rüffer & rub visionär



1 *Il miracol blau – Grischun 2008*

Start: Lägh da l'Albigna; Ziel: »Tränen der Lucrezia«, Chur; 200 Seen in zwei Monaten

2 *Le miracle bleu – Suisse 2010*

Start: Schiffsteg »Rütli«, Vierwaldstättersee; Ziel: Luzerner Kapellbrücke, Vierwaldstättersee; 13 Schweizer Seen in verschiedenen Kantonen, 300 km in 32 Tagen

3 *Das blaue Wunder – Rhein 2012*

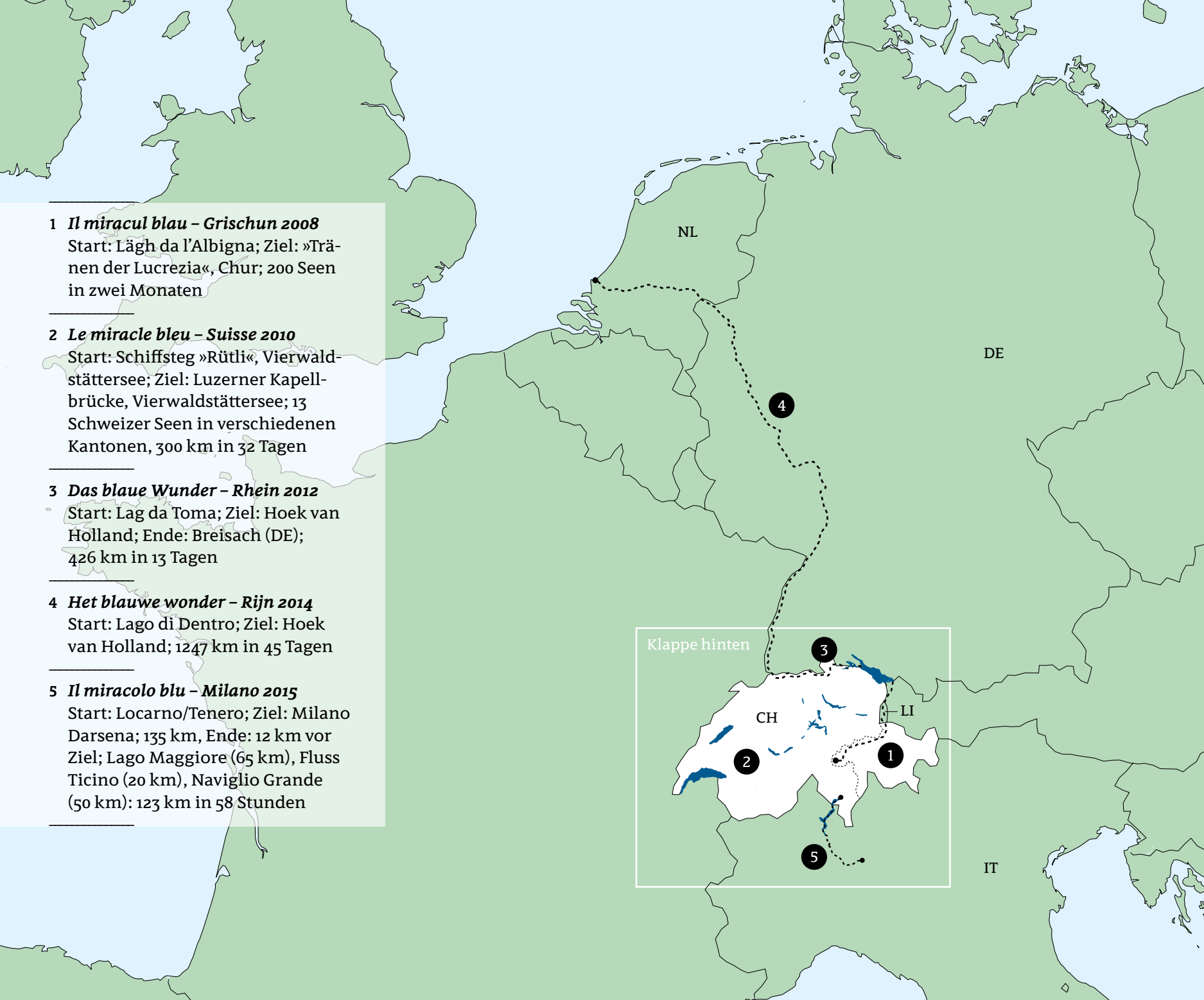
Start: Lag da Toma; Ziel: Hoek van Holland; Ende: Breisach (DE); 426 km in 13 Tagen

4 *Het blauwe wonder – Rijn 2014*

Start: Lago di Dentro; Ziel: Hoek van Holland; 1247 km in 45 Tagen

5 *Il miracolo blu – Milano 2015*

Start: Locarno/Tenero; Ziel: Milano Darsena; 135 km, Ende: 12 km vor Ziel; Lago Maggiore (65 km), Fluss Ticino (20 km), Naviglio Grande (50 km): 123 km in 58 Stunden



rüffer & rub visionär

Ernst Bromeis

**JEDER
TROPFEN
ZÄHLT**

*Schwimmen
für das Recht
auf Wasser*

Für die nach Leben Dürstenden

Der Autor und der Verlag bedanken sich für
die großzügige Unterstützung bei

Elisabeth Jenny-Stiftung

Erste Auflage Herbst 2016
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2016 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Filo Pro
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Papier: Werkdruck holzfrei (FSC) bläulichweiß, 90 g/m², 1,75
ISBN 978-3-906304-06-9

Vorwort [von Anne Rüffer]	6
Prolog	10
»Sie sind naiv!« – Der Beginn einer Passion	13
Kein blaues Blut, aber ein »Blaues Wunder«	17
»Wäre ich Beckenschwimmer gewesen, gäbe es mich als Expeditionsschwimmer nicht«	23
Weshalb braucht Wasser unseren Schutz?	32
»Niemand hat auf deine Projekte gewartet, Ernst«	61

Vom Süßwasser ins Meer – Die Expeditionen

Il miracul blau – Grischun 2008	66
Le miracle bleu – Suisse 2010	78
Das blaue Wunder – Rhein 2012	96
Het blauwe wonder – Rijn 2014	112
Il miracolo blu – Milano 2015	140

Des Botschafters Doppelmoral	153
Der Traum vom Weltwasserzentrum	161
Verändern wir die Welt	168
Epilog	173

<i>Anhang</i>	175
Anmerkungen	176
Bildnachweis	188
Dank	188

len Zivilisierung und bemerken, wie ungleich Glück und Unglück, Reichtum und Armut, Überfluss und Dürre, Naturreservate und Umweltkatastrophen, Wasser-Rechte und -Unrechte oder frei fließende Quellen und Quellenbesitzum die Weltgemeinschaft vor die Aufgabe stellt, Lösungen umzusetzen – nicht für morgen und übermorgen, sondern für heute.

Mein Engagement für das Wasser gründet in der Summe meiner Lebensphilosophie, dass jedes Leben ein Recht auf Leben und deshalb auf Wasser hat. Dieser Satz tönt banal und ist doch so schwierig umzusetzen. Das einzufordern ist das eine, das umzusetzen ist die wahre Herausforderung in einem Meer zwischen globalen und lokalen Partikularinteressen. Das Buch ist eine Antwort darauf, was wir Einzelne beitragen können für einen sinnvollen Umgang mit der kostbaren Ressource Wasser.

Seit acht Jahren lebe ich aber auch die Schönheit und Poesie, die sich durch die körperliche Ausdruckskunst des Schwimmens zeigt. Von diesem Spannungsfeld zwischen schwimmrischer Poesie und globalem Wasserstress erzählt dieses Buch.

Meine Zeit ist begrenzt, und ich will meiner Lebenszeit mit dem »Blauen Wunder« einen eigenen Sinn geben. Wenn die Kirchenglocken für mich läuten, will ich gelebt und gestaltet haben.

Es war keine Erleuchtung und keine Nahtoderfahrung, die mich dazu brachten, mich für das Thema Wasser einzusetzen. Es gibt in meiner Biografie kein Damaskus-Ereignis wie beim Sturz vom Pferd bei Saulus, der zum Paulus wurde.¹ Dass ich zunächst Expeditionsschwimmer und später Wasserbotschafter wurde, ist die Summe kleinerer Ereignisse, die mich geprägt haben. Diese Ereignisse haben sich gestaut, und irgendwann musste der Damm brechen. Für einige ist es logisch, was und warum ich es tue. Menschen, die mich schon lange kennen, sagen: »Das passt zu dir, Ernst!« Es sind diejenigen, die mich im Sportstudium erlebt haben, mit denen ich die Spitzensport-Trainerausbildung absolvierte, meine ehemaligen Lehrerkolleginnen und -kollegen an der Volksschule in Zuoz. Für andere, so musste ich immer wieder erfahren, die mich erst mit der ersten Expedition in Graubünden aus dem Medien »kennen« lernten, ist es oft nicht nachvollziehbar, wieso ich diesen Weg gewählt habe. Sie reden von Midlife-Crisis, von Aussteigen, vom großen Egotrip oder von Selbstdarstellung. Eine Dame kam nach einem Vortrag auf mich zu und sagte ganz offen zu mir: »Sie sind naiv! Warum machen Sie das!?!« Der Ton war herablassend und vorwurfsvoll. Wie konnte jemand sein Leben für eine Vision und Mission auf den Kopf stellen?

Wie bei wohl allen Menschen ereignete sich auch bei mir das Essenzielle in der Kindheit. Ich erinnere mich gut an einen wichtigen Moment in meinem Leben. Er fand an einem kleinen Bach in der Nähe von Ardez im Unterengadin statt, wo ich

aufwuchs. Mein Vater war Dorflehrer und in der Freizeit leidenschaftlicher Musiker und ebenso leidenschaftlicher Imker. Im August, am Ende der Sommerferien, war es immer meine Arbeit als Knabe, meinem Vater bei der Honigernte zu helfen. Zusammen hievten wir die Honigwaben aus den Bienenkisten, klopfen die Bienen in den Auffangbehälter runter und verstaute die Honigwaben separat in einer großen Kiste für den Heimtransport.

Die Bienenhütte stand alleine mitten auf einer Wiese vor Ardez, umgeben von Sträuchern, Blumen und Laubbäumen. In meiner Erinnerung schien bei der Honigernte immer die Sonne, und in der Bienenhütte war es brütend heiß. Es war die Maxime meines Vaters, dass nicht aller Honig geerntet wurde, sondern dass einige volle Honigwaben für die Bienen zum Überwintern in der Kiste belassen werden mussten. Mein Vater hatte ein enges Verhältnis zu seinen Bienen. Es waren Tausende und Abertausende Bienen, alle anonym, ohne Namen, und doch hatte mein Vater einen persönlichen Bezug zu seinen »Arbeiterinnen«. Ich glaube, ihm war es wichtig, Teil von einem größeren Kreislauf zu sein, mit seinen Bienen zu leben, sie zu respektieren und zu pflegen, den Honig zu ernten und auch zu danken, indem er nicht die ganze Ernte nahm. Es war kein Plündern und Ausbeuten. Es war ein Miteinander von Nützen und Schützen, von Leben und Lebenlassen.

Nachdem wir zwei Stunden in der saunaheißen Hütte gearbeitet hatten, zogen wir uns für eine Pause zurück. Ungefähr zehn Gehminuten von der Bienenhütte entfernt, fließt der kleine Bach im Tal Valdez, der weiter unten in den Fluss En/Inn mündet. In einem Korb nahmen wir Süßmost, Kaffee und Guotzli mit. Bevor wir uns hinsetzen und die Verpflegung genießen konnten, prüften wir gegenseitig, ob nicht noch Bienen in einer Jackenfalte oder unter dem Schleier versteckt waren.

Die Aggressivität der Bienen nach der für uns mehr oder minder erfolgreichen Ernte konnte sehr unangenehm sein. Wenn die Biene sticht, stirbt sie, und einen von uns würde es schmerzen. Wir wollten beides nicht. Einmal fragte ich bei der gemeinsamen Pause, die Füße plantschten im Wasser, meinen Vater in unserer Muttersprache Romanisch: »Bap, che fessast auter in Tia vita?«, was er anders in seinem Leben gemacht hätte. »Eu nu vess plü tant respet dad autoritats.« – »Ich hätte nicht mehr so viel Respekt vor Autoritäten.« Mein Vater meinte nicht, dass er frecher, unanständiger oder arroganter hätte sein sollen. Er wünschte sich nur, mutiger in seinem Leben gewesen zu sein.

Der Bach umspülte unsere Füße, trug aber die Worte meines Vaters nicht fort, sondern prägten und prägen mich. Heute bin ich so alt wie mein Vater damals. Ich verstand schon als Knabe, was er sagte, inzwischen wurde es mir noch klarer. Als Wasserbotschafter exponiere ich mich oft in der Öffentlichkeit, und es braucht immer wieder Mut. Gerne würde ich mich auch mal verstecken, wenn ich kritisiert werde oder wenn eine Aktion nicht so verläuft wie geplant. Doch gleichzeitig weiß ich, wenn ich mich nicht für meine Ziele und Werte einsetze, werde ich meine Angst ein Leben lang bereuen.

Vater und ich packten unseren Korb, zogen den weißen Overall und den Schleier über, kontrollierten, ob alles dicht war und liefen ruhig zur Bienenhütte zurück. Das nächste Bienenvolk wartete auf uns. Später, als wir mit den Honigwaben zu Hause im Keller angekommen waren, kam meine Mutter zum Einsatz. Sie war für den Arbeitsgang des Schleuderns und Abfüllens verantwortlich. Beim Schleudern der Waben floss der Honig in die Einmachgläser. Ein gelbes Wunder.

Im Unterengadin fließen Milch und Honig. Doch niemand schwimmt darin – und auch nicht im Wasser! Kein Mensch war in meiner Kindheit Schwimmerin oder Schwimmer. Sport

war schon damals meine Leidenschaft. Ich liebte das Radfahren, aber Schwimmen wäre nie eine Option gewesen. Erst als ich im Sportstudium auf meinen Schwimmdozenten Gunther Frank traf, entdeckte ich mit 25 Jahren an der Universität Basel am Rhein eine neue Welt.

Ich bin überzeugt: Wäre ich in meiner Jugendzeit Beckenschwimmer gewesen, hätte ich nie meinen Weg als Expeditionsschwimmer gefunden. Beckenschwimmer sind anders, sehen das Wasser als Sportgerät. Beckenschwimmer betreiben »Sport« mit all seinen Reglementierungen. Ich fühle mich auf meinen Expeditionen mehr als Seefahrer. Ich wähle einen Kurs und schwimme in die Richtung, in die ich will.

Mein Schwimmdozent hat diese Passion in mir entfacht. Er hatte ein Leuchten in den Augen, wenn er von kleinsten Verwirbelungen und Unterwasserströmungen an Händen und Füßen dozierte. Oder wenn er stundenlang am Becken die Schwimmerinnen und Schwimmer mit größter Passion auf kleinste technische Fehler aufmerksam machte.² Wir waren zwar kein einziges Mal während des Sportstudiums im Rhein oder in einem See schwimmen, doch Gunther Frank gab mir ein grundlegendes Vertrauen, meinen Weg zu gehen. Dass dieser Weg sich in den Expeditionen in Graubünden, der Schweiz oder im Rhein später zeigen sollte (vom Rhein meinte er, soll ich die Finger lassen), wusste ich damals noch nicht. Ohne meinen Freund Gunther und seine Kunst, das Wasser zu lesen, hätte es »Das blaue Wunder« nie gegeben.

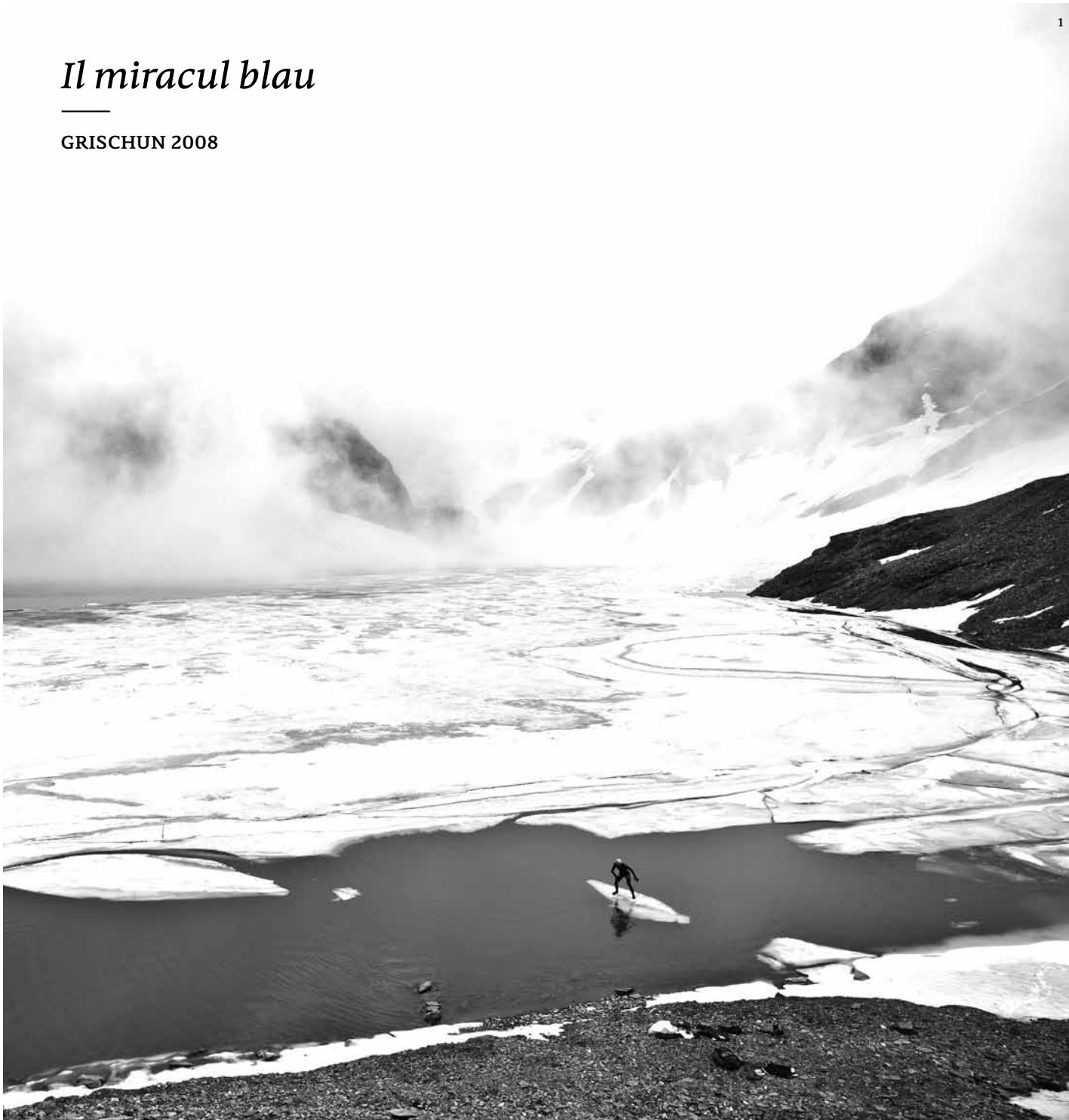
Jahre später, als Gunther vor der Pension stand, hat er mich gefragt, ob ich sein Nachfolger an der Universität werden möchte. Ich habe lange überlegt und dann »Nein« gesagt. Ich sah mein Leben nicht als Schwimmdozent am Rand eines Schwimmbeckens eines uniformen Umfeldes.

Was mir – trotz den Worten meines Vaters – lange fehlte, war der Mut loszulassen, um endlich meinen Weg zu gehen. Es ist nicht einfach, einen eigenen Weg zu gehen, wenn man in kleinen gesellschaftlichen Strukturen aufgewachsen ist. Das Unterengadin ist schön, aber auch schön eng. Die Menschen helfen sich gegenseitig und kontrollieren sich gegenseitig. Der Lebensfluss ist oft vorbestimmt. Vielleicht ist dies inzwischen anders geworden. Ich habe vor dreißig Jahren Ardez verlassen. Doch in meiner Erinnerung kommt auch ein Gefühl von Enge auf, wenn ich an die Zeit am Fluss Inn denke. Gerade meine romanische Muttersprache, deren Klang ich liebe, kennzeichnet die damalige Situation. Romanisch ist für mich auch ein Synonym für Bewahren oder Beschützen. Dieses für mich teils rückwärtsgerichtete Denken einer Minderheit, die sich immer wieder um das Verwalten der Kultur und Traditionen kümmert, lässt kaum Raum für neue Lebensentwürfe und deren Umsetzung. Es kam mir vor wie ein Leben im Einmachglas.

Symptomatisch war für mich eine Begegnung mit einem Unterengadiner Künstler. Weltbekannt, weltweit gereist, Immobilien auf verschiedenen Kontinenten, ein Kosmopolit. Im Gespräch fragte er mich vor ein paar Jahren: »Nu mancan a Tai ils larschs jelgs? Il tschêl blau da l'Engiadina Bassa?« Nein, antwortete ich, mir fehlen die gelben Engadiner Lärchen und ihr Kontrast mit dem blauen Himmel nicht. »Perche, am vess quai da mancar?« – »Warum sollte ich es vermissen?« Der Künstler konnte nicht verstehen, dass ich im Unterengadin aufgewach-

Il miracul blau

GRISCHUN 2008



1



- 1 | Showeinlage auf dem damals noch namenlosen Laghet la Greina
- 2 | Die Etappen von See zu See fahre ich, wenn möglich, mit dem Velo.
- 3 | Startsprung der Expedition in den Lägħ da l'Albigna
- 4 | Ein Kreis schließt sich 2016 bei der Seetaufe des »Laghet la Greina«. Als ich den See 2008 durchschwamm, hatte er noch keinen Namen.
- 5 | An verschiedenen Orten finden Wasserspiele statt, um spielerisch auf das Thema Wasser aufmerksam zu machen.
- 6 | Willkommensgruß am Partnersee

Unsere Tochter Damaris war sieben Jahre alt, als sie uns am Mittagstisch fragte: »Was bedeutet ›das blaue Wunder erleben?‹ Sie hatte ein Kinderbuch gelesen, in dem ein Ritter sein blaues Wunder erlebte. Als meine Frau und ich ihr versuchten, die Redewendung und ihre Bedeutung »ein schlimmes Ereignis/eine böse Überraschung erleben« anhand von Beispielen zu erklären, wurde mir klar, unter welchem Namen meine Projekte stehen müssen: »Das blaue Wunder – il miracul blau«.

Im Vorfeld meiner ersten Expedition, in der ich durch 200 Seen im Schweizer Bündnerland schwimmen sollte, hatte ich mir verschiedene Titel ausgedacht, wie z.B. Seeson (eine Wortspielerei zu Saison), Seensucht oder Ähnliches, doch die Kombination aus Blau und Wunder hatte es in sich. »Blaues Wunder« wird im deutschsprachigen Raum zwar negativ konnotiert, doch bringen »Das blaue Wunder«, »Le miracle bleu«, »Il miracolo blu«, »The blue miracle« oder auf Romanisch »Il miracul blau« die Quintessenz aller meiner Ideen auf den Punkt. Gemeint ist der Planet Erde, wo Leben ohne Wasser nicht entstehen kann.

»Eu stögl cumanzar davant mia porta!« – »Ich muss vor meiner eigenen Haustüre beginnen!« – Da stand ich nun am Start meiner ersten großen Expedition: »Das blaue Wunder – Grischun/Graubünden 2008«. Monate an Planungsarbeit lagen hinter mir – und ein künstlich gebauter hochalpiner See ruhte vor mir: Läggh da l'Albigna, ein Stausee im italienischsprachigen Teil Graubündens auf 2100 Meter über Meer. Der Läggh da l'Albigna war der erste See, der mich über die nächsten zwei Monate zu 200 weiteren Bergseen führen sollte.⁷⁹

Der rund zwei Kilometer lange See wird von Gletscher- und Quellwasser gespeist und ist Garant für die Stromsicherheit und den Wohlstand im Val Bregaglia am Fuße des Stausees und weit darüber hinaus. Er ist eingebettet in eine Landschaft

aus Stein, Schnee und Eis. Ich hatte Glück, denn am 4. Juli 2008 schien die Sonne. Es war einer der ersten Sommertage. Doch der See lud nicht zum Baden ein. Vier Grad Wassertemperatur sind eine Herausforderung, die einem die körperlichen und geistigen Limiten aufzeigen. Das Schwimmen zwischen dem im Süden in den Stausee fließenden Gletscherbach und der furchteinflößenden, senkrecht ragenden Betonmauer im Norden veränderte mein Leben. Denn ich war erstmals unterwegs für mich und meine Vision.

Ein Journalist aus Zürich wollte am Ende des Sees wissen, wie es war, eine halbe Stunde im Kühlschrank zu schwimmen. Ich erzählte ihm von der Ausgesetztheit, von meinen Händen und Füßen, die ich nicht mehr als Teil von mir wahrnahm, von meinem Kopf, der sich anfühlte, als wäre er von der eisigen Kälte durchstoßen, von wirren Gedanken aufgrund der beeinträchtigten Blutzufuhr im Gehirn, und schließlich von der Angst, das Bewusstsein zu verlieren und zu sterben.

Der Journalist wollte mich offensichtlich in die Ecke drängen: »Sie sind doch durch ein totes Gewässer geschwommen. In einem Stausee zu schwimmen kann doch keine Freude machen!« Ich antwortete: »Dieses tote Gewässer bringt Leben bis nach Zürich!«⁸⁰ Und ich sprach von meiner Mission, den Menschen bewusst zu machen, dass wir in Graubünden einerseits Wassergese(e)gnete sind. Dass wir andererseits hier in den Alpen zu hundert Prozent vom Wasser leben, dass unser in den letzten 150 Jahren erarbeiteter Wohlstand auf Wasser beruht.

Unsere Abhängigkeit ist total. Der ganze Tourismus basiert auf Wasser – in flüssiger Form oder als Schnee. Seit der Schnee im Winter nicht mehr zuverlässig fällt, funktioniert der wertschöpfungsstarke Wintertourismus nur dank der Kunstschneeproduktion. Dafür müssen die Kunstschneekanonen mit viel Wasser gefüttert werden. Jedes Hotel und jede Des-

tionation bietet inzwischen ein attraktives Wellnessangebot an, um die Betten in allen Jahreszeiten zu belegen. Ein wichtiger Arbeitgeber ist die Mineralwasserindustrie. Sie generiert Arbeitsplätze, wo sonst keine wären. Die Wasserkraftwerke bilden das finanzielle Rückgrat für abgelegene Talschaften.

Die alpine Kultur des Bündnerlandes oder auch des Tirols ist bereits seit Jahrhunderten geprägt vom Leben am und mit dem Wasser. Wie Andreas Rauchegger in seinem Buch »Wasserträger. Wasserverkäufer. Wasserschenker. Der Homo aquamportans« beschreibt, sind wir eine Kultur von Wasserträgern⁸¹ und Wasserverkäufern. Die Sgraffiti-Verzierungen an den Häusern im Unterengadin mit ihren Wassernymphen und Wellenzeichnungen sind Zeugen einer alpinen Wasserkultur, die bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen.⁸² Die Dorfbrunnen waren gesellschaftlicher Treffpunkt, aber auch Orte, wo Vieh, Ziegen und Schafe als bäuerliche Lebensgrundlage zur Tränke gingen. In Ardez habe ich das in meiner Kindheit erlebt, als das Bauernehepaar Chasper und Annina ihre Schafe zum Dorfbrunnen in Tuor zur Tränke brachten – oder meine Großmutter Chatrina am gleichen Brunnen die Wäsche machte. Es gibt noch heute einen Brunnenwaschplan, wo die Brunnennachbarn am Samstag den Brunnen reinigen müssen. Wenn die Familie Bromeis-Hatecke an der Reihe war, »durfte« ich Hand anlegen und den »bügl« reinigen.

Mit meiner Graubünden-Expedition wollte ich all das aufzeigen und die Leute für die Wichtigkeit und Schönheit des Wassers sensibilisieren. »Wenn ich etwas schön finde, dann schätze und wertschätze ich es auch«, lautete die offizielle Botschaft der Expedition. »Schön« und also »Schönheit« kann man auch mit Liebe ersetzen. Ich glaube, dass, wenn wir einen Menschen kennen oder lieben, wir auch die Basis legen für einen anderen Umgang miteinander. Wenn wir eine Sache schön fin-

den oder »lieben« lernen, gehen wir respektvoller damit um. Es ist unsere Herausforderung in einem Lebensraum mit Wasserüberfluss, die uns tagtäglich Leben schenkende Ressource zu schätzen – aber auch zu wertschätzen, und sie nicht einfach nur zu nutzen, als gäbe es kein Morgen.

Da kaum Menschen dabei waren, wenn ich durch die Seen schwamm, initiierte ich Wasserspiele in den Destinationen Scuol, St. Moritz, Savognin, Lenzerheide, Via Mala/Thusis und Chur. Sie waren Teil des Austauschs zwischen mir und den Gästen und Einheimischen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Wasserspiele sollten ein Gefühl für Wassermenge und Wasserarbeit erlangen. Mit 162 Flaschen à 1 Liter sollte ein möglichst hoher Wasserturm gebaut werden und mit einer Wasserstafette musste ein 162-Liter-Eimer möglichst schnell mit Wasser gefüllt werden. Die 162 Liter Wasser symbolisieren unseren durchschnittlichen täglichen Wasserkonsum pro Person in unseren Breitengraden. Die Wasserspiele wurden von allen Generationen besucht und wurden auch von meinen Partnern kommuniziert.⁸³ Sie waren vor allem in Scuol und Lenzerheide ein Erfolg. Die Kinder setzten sich mit großem Engagement ein.

Jemand hat mich am Läggh da l'Albigna angesprochen, und mir gesagt, ich solle meine Projekte in Afrika machen, wo die Menschen verdursten. Ich wollte aber nie in Afrika Brunnen bauen, das tun schon viele Organisationen. Ich wollte immer hier vor Ort den Menschen zeigen, welches Glück und Privileg wir teilen können. Ich empfand es als Herausforderung, ein Wasserprojekt im Wasserschloss, an der Quelle zu veranstalten.

Wenn ich im eiskalten See bin, dann schwimme ich. Dann schwimme ich für mich. In den Momenten, wenn ich mit der Kälte kämpfe, mache ich die Erfahrungen alleine für mich. Dann bin ich nicht der Wasserbotschafter, sondern der Expeditionsschwimmer. Wenn ich schwimme, verändere ich

nicht die Welt, sondern nur meine. All die Bündner Bergseen durchschwamm ich auf eigene Verantwortung. Es gab kein Sicherheitsdispositiv. Mein Fotograf Andrea sagte mir oft, dass er mich nicht retten könne, falls ich medizinische Schwierigkeiten hätte. Ich war mir dessen bewusst. Auch medizinisches Fachpersonal warnte mich davor. Es ist eine ganz andere Herausforderung, ob man im einstelligen Temperaturbereich kurz für eine Abkühlung ins Wasser taucht, oder ob man sich täglich, über Wochen immer wieder der Kälte aussetzt. Die Kälte kann zu Krämpfen, zum Herzstillstand und zum Ertrinken führen. Ich war aber überzeugt, dass ich die nötige Erfahrung hatte, um dies zu wagen. Im Vorfeld bin ich im Training in Brunnen gestiegen oder habe im Winter eiskalte Flüsse traversiert. Auf den Tagesetappen war ich bis zu 14 Stunden unterwegs, um die Bergseen zu erreichen und dort zu schwimmen, teilweise auch alleine. Das Risiko schwamm immer mit, denn hundertprozentige Sicherheit gibt es auf solchen Expeditionen nicht.

Den größten Respekt hatte ich vor Blitz und Donner. Einzuschätzen, ob das Schwimmen bei aufziehendem Gewitter noch ratsam ist oder nicht, war nicht immer einfach. Doch die lebensbedrohlichste Situation erlebte ich nicht in einem Gewitter. Es war im Lago di Poschiavo. Müde von einem 12-Stunden-Tag, an dem ich mit dem Mountainbike und zu Fuß zu den Bergseen um Pontresina und Diavolezza fuhr oder lief, und dort schwamm, kam ich schließlich über den Berninapass zur letzten Tagesetappe, wo ich in den Lago stieg. Bis zur Mitte des rund zwei Kilometer langen Sees wurde ich von einem Fernsighteam begleitet. Nachdem die letzten Aufnahmen gemacht waren, fuhr das Boot zum Seeende in Miralago.

Das Gefühl, allein mitten im See zu sein, liebe ich. Es ist ein Gefühl von absoluter Freiheit, obwohl man gleichzeitig im Wasser gefangen ist. Das Lebensumfeld ist sowohl lebensbe-

fruchtend wie lebenszerstörend. Leben und Tod reichen sich die Hand, sind eins. Den Sonnenuntergang in meinem Rücken am Piz Palü nahm ich nicht wahr. Die Romantik spielte für mich in diesem Moment keine Rolle. Ich stelle mir vor, dass die Menschen am einen Kilometer von mir entfernten Seeufer wohl solche Gefühle hatten. Mitten im See gab es keinen Platz für Träumereien.

Ich musste noch ungefähr 15 bis 20 Minuten schwimmen und dann war ich an Land. Doch die Müdigkeit machte sich immer mehr breit, und die ersten Krämpfe begannen in den Armen und in den Beinen einzusetzen. Alles schmerzte. Ganz allein im See kam langsam Panik auf. Kein Mensch am Ufer realisierte, dass ich in Schwierigkeiten war. Ich musste die Panik unterdrücken. Ich schaltete die Gefühle aus und setzte meinen Kopf ein. Aus meinen Erfahrungen wusste ich, dass man aufgrund von Krämpfen nicht sofort stirbt. Mitten im See sagte ich zu mir: »Lass dich vom Wasser tragen. Du wirst nicht sofort ertrinken.« Ich versuchte, nicht gegen das Wasser zu kämpfen, sondern mich mit dem Wasser zu versöhnen, denn das Wasser ist immer stärker. Ich begann die Muskeln zu dehnen, provozierte dadurch aber Krämpfe bei den Antagonisten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit den Schmerzen zu schwimmen. Am Ende des Sees angelangt, erzählte ich niemandem davon, wie es da draußen um mich gestanden hatte. Das was ich soeben erlebt hatte, wollte ich für mich behalten. In dem Augenblick hatte ich das Gefühl, dass andere es nicht verstanden hätten. Krämpfe können wir Menschen ertragen, wenn ihr Ende absehbar ist. Das rettende Ufer muss aber in Sichtweite sein.

Die zwei Monate waren ein Auf und Ab. Einerseits emotional, weil ich absolutes Glück und unangenehme körperliche Beschwerden immer wieder im Wechsel erleben durfte. Andererseits rein physisch, da ich Tausende von Höhenmetern

absolvierte, um die Seen überhaupt zu erreichen. Denn die meisten waren noch zu entdecken und ruhten in sich. Kaum jemand hat je seinen Fuß reingehalten. Teils führten nur schmale Wanderwege zu ihnen, oder Zuwege fehlten gänzlich. Ich kam an, machte mich bereit und schwamm durch. Wenn die letzte Welle geschlagen hatte, erinnerte nichts mehr an meinen Besuch. Der Weg war von außen nicht mehr ersichtlich, hatte sich aufgelöst. Auf meiner langen Expedition hatte ich immer wieder das Gefühl, dass jeder See eine eigene Seele hat. Ich war kurz zu Gast, durfte eintauchen und verließ diesen speziellen Ort wieder. Die Beziehung aber blieb. Wir hatten Freundschaft geschlossen.

Als Erinnerung füllte ich von jedem See eine kleine Flasche mit seinem Wasser ab. Eine Kollektion von zweihundert Flaschen, die nicht verkäuflich ist, weil der Wert ideell ist. Oder welches Wasser hat mehr Wert: Das Wasser vom großen Stausee oder das Wasser vom kleinen Bergsee, versteckt in einer Mulde? Ich wurde immer wieder gefragt, ob ich Wasseranalysen machen ließ. Nein, denn mich interessierten die chemischen Auswertungen nicht. Ich wollte Werte vermitteln und nicht Zahlen. Zahlen berühren uns nur kurzfristig. Erzählte Geschichten wirken dauerhafter.

In meinen Vorträgen berichte ich von meinen Expeditionen und versuche sachliche Informationen zu den lokalen und globalen Wasserherausforderungen einzubetten. Reine Zahlen und Analysen gibt es bereits zuhauf. In Kombination aber mit Geschichten, Abenteuer und Expeditionen im Wasser bekommen sie eine Seele. Die Zahlen bekommen einen Wert über die reine Zahl hinaus.

Die Geschichten rund um die Namen von Seen faszinieren mich noch heute. Ungefähr zwei Drittel aller Bündner Seen haben einen Namen. Die Seen erzählen Geschichten und Sagen,

und lassen einen auch erschauern. Il lai Mort (Der tote See), Lai Sgrischus (Der schreckliche See) oder Lai Pers (Verlorener See) machen einem als Schwimmer nicht immer Mut. Ebenso die Schauermärchen, die mir im Vorfeld über Wirbel, Strudel und gefährliche Strömungen erzählt wurden. Sie haben sich nicht bewahrheitet. Dafür faszinierte mich die tägliche Begegnung mit den Seen immer wieder aufs Neue, so wie mit dem Lai Grisch (Der graue See), hoch oben über dem Val Tuoi im Unterengadin. In meinen Vorurteilen gefangen, dachte ich, dass das Wasser tatsächlich grau sei. Als ich den See besuchte, war ich überrascht, dass der Name vom Seegrund stammen musste, der mit von der Natur gezeichneten Sand-Sgraffiti verziert war (siehe S. 177). Das Wasser war so klar, dass ich es nicht sehen konnte.

Zwei Monate nach dem Start am Läggh da l'Albigna schloss ich meine Expedition mit der letzten Etappe von Arosa übers Rothorn nach Lenzerheide und Chur ab. Ich besuchte die letzten Seen: den Obersee, Untersee, Schwellisee, Älplisee, Totseeli und zum Abschluss die beiden Lenzerheide See. Nach der offiziellen Ankunft in Graubündens Hauptstadt Chur war ich erlöst von den Strapazen der Expedition. Beim Schreiben dieser Zeilen, acht Jahre danach, kommen immer noch die Gefühle von damals hoch, als ich symbolisch zum Expeditionsabschluss in den Brunnen der »Tränen der Lucrezia« stieg. Ich hatte tausend Abenteuer erlebt, realisierte aber auch: Ich schwamm im wahrsten Sinne des Wortes im Trinkwasser. Es ist wohl nicht Zufall, wenn wir in unseren Breitengraden von einem Hungerast reden, aber nie von einem Durstast. Ich hatte auf meinem Weg durch die alpinen Wasserlandschaften täglich Hunger aufgrund des hohen Kalorienverbrauchs, aber nie Durst. Ich konnte während des Schwimmens meinen Durst mit Seewasser löschen.

1 *Il miracul blau – Grischun 2008*

2 *Le miracle bleu – Suisse 2010*

- 1 Vierwaldstättersee
- 2 Lago Maggiore
- 3 Lac Léman
- 4 Lac de Neuchâtel
- 5 Sarnersee
- 6 Walensee
- 7 Silsersee
- 8 Sämtisersee
- 9 Bodensee
- 10 Burgäschisee
- 11 Halwilersee
- 12 Zugersee
- 13 Zürichsee
- 14 Vierwaldstättersee

3 *Das blaue Wunder – Rhein 2012*

4 *Het blauwe wonder – Rjin 2014*

5 *Il miracolo blu – Milano 2015*

